

Solomonica de Winter  
Das Gesetz der Natur

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von  
Meredith Barth

Diogenes

Titel des amerikanischen Originals: ›Natural Law‹  
Copyright © 2022 Solomonica de Winter  
Covermotiv: Gemälde von Andrew Keola, ›Tranquil River‹,  
Figur: Algol, Dreamstime/Design von Kobi Benezri  
Copyright © Andrew Keola/Algol, Dreamstime/Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2022  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
150/22/4/1  
ISBN 978 3 257 07218 1

# Die Epoche der Gefangenschaft



## Kapitel eins

NUN, das ist die erste Epoche, vor Anbeginn der Welt,  
höre, das ist die erste Epoche, auf dass du es niemals  
vergessen mögest.

All das, was begann, begann in der Wildnis, auf dass du  
dich stets daran erinnern mögest;  
die ruhenden Waffen, der bebend geschöpfte Atem, um  
das stumme Warten zu ertragen.

Entschlossene Hände umfassen die Griffe, damit die  
kalten Pavese aufrecht bleiben.

Die Sonne, noch kaum erwacht, wird von gedämpften  
Stimmen gestört, drei an der Zahl,  
die einzig menschlichen weit und breit an diesem unbe-  
wohnten, äußersten Rand der Wälder, die Stimmen des  
scharfsichtigen Jägers, des hageren Lehrers und der Mu-  
tantin, an der es sein wird, die Wildnis zu überstehen.

Sie saß zwischen ihnen, lauschte ihren Ausführungen da-  
rüber, was man über die Lebenden und Sterbenden wissen  
müsse, wachsam auf jedes Knacksen eines Zweiges achtend.

Einer ist immer der Schlachter, erklärte ihr der Jäger, ei-  
ner immer der Gefallene.

So sind Mensch und Tier, ein ungeschriebenes Gesetz,  
denke daran, um in der Wildnis nicht zu unterliegen. Die  
Sonne schwebte über Stunden hinweg am Himmel, bis sich  
das Lodern von Orange in Schwarz verwandelte und das

Versinken in Asche am Ende des Tages unumstößlich wurde: Zwischen Leben und Tod war das Licht, in der Luft ebenso wie auf diesem Boden. Feuer, um zu sehen, um zu töten, um zu überleben, um nicht der Dunkelheit zu erliegen.

Die Natur lügt nicht.

Sich zwischen den Bäumen zu bewegen bewies der Natur Wahrhaftigkeit. Das Wild, fern im Walde grasend, war jetzt lebende Beute, würde jedoch schon bald zu den Gefallenen gehören. Plötzlich erhoben sich die Männer. Langsam tat sie es ihnen nach. Noch war sie die Schülerin.

Es war ihr Auftritt, und doch war sie noch die Schülerin.

Sie legte sich den eleganten Leibgurt über die Schulter, ihre Armbrust war aus Eiche geschnitzt. Es galt zu zeigen, was sie konnte. Behutsam setzte sie den Vorderteil auf den Boden. Schnürte ihren Fuß in den Steigbügel, zog die Bogensehne über den Spannhaken und blickte auf, um das Tier zwischen dem Grün der Bäume zu finden.

Sie fasste nach ihrer Schultertasche, die behandschuhten Finger strichen über die Bolzen. Einen zog sie heraus und legte ihn in den Lauf – sacht, sacht, diese Darbietung erforderte Anmut.

Sie schulterte das Ganze, nahm die korrekte Haltung einer Jägerin ein und richtete den Bolzen auf das ferne Ziel zwischen den Kiefern.

Das gedämpfte Zureden des Jägers und des Lehrers in ihrem Rücken, die Vorfreude, gleich ihre Beute zu Boden fallen zu sehen. Doch ehe es so weit war, wurde sie jäh unterbrochen.

Schmerzen in ihrem Bauch! Stechend, stumm, unsichtbar. Sie sank auf ihr Knie.

Ein Keuchen entwich ihr, Verblüffung über ihr Schwächeln.

Solche Schmerzen sollten sich in kommenden Zeiten immer wieder zeigen.

Sie senkte die Armbrust und hielt sich den quälenden Bauch. Langsam erhob sie sich. Ihre Beute weilte noch immer zwischen den Bäumen. Ein warnender Blick des Jägers hinter ihr trieb sie an. Jetzt handelte sie blitzschnell. Der Bolzen landete im nächsten Baum. Das Wild galoppierte davon.

Es folgte Stille.

Sie war keine, die scheiterte. Jäger hatten sie erzogen.

»Ein Fehlschuss«, meinte der Jäger.

»Ungewöhnlich«, sagte der Lehrer. »Du siehst heute seltsam blass aus.«

Zwei Augenpaare waren auf sie gerichtet. Das frühe Morgenlicht vertiefte die Schatten auf des Lehrers Gesicht. Er trug eine braune Wolltunika unter seinem wollenen Umhang. Die Hose in derselben Farbe, um seinen Hals ein Hasenfell. Seine Oberlippe endete in einem ausgeprägten Amorbogen, der allerdings halb vom Bartwuchs überdeckt war. Die großen Augen lagen tief unter den Brauen. Augen, die sie kannte, vertrauensvolle Augen.

Der Lehrer warf dem Jäger, dem Älteren der beiden, einen Blick zu.

Bei flüchtiger Beurteilung hätte man sie für Brüder halten können. Doch während die Nase des Lehrers breit war, verlief die des Jägers schmal und spitz. Seine kleinen Augen

hatten Schlupflider, seine Haut war rau. Der eine glaubte an Gerechtigkeit, der andere an Rache, der eine an die Ehre, der andere an den Protest. Sie trugen Dolche an den Hüften, wobei nur einer der beiden diese gerne benutzte. Durch die Berge aneinander gebunden, war ihre Kameradschaft doch so unbeständig wie das Temperament des Jägers. Eine Allianz, entstanden durch Tragödie und den Wunsch zu überleben. Sie waren keine Brüder, und nicht einmal der drohende Tod hätte sie zu Brüdern werden lassen.

Die drei warteten schweigend, bis das Wild zum zweiten Mal auftauchte. Der Jäger streckte seine Hand aus und berührte das Mädchen sanft am Rücken. Die Mutantin hob die Armbrust. Die Schmerzen waren verschwunden, und sie hatte die Chance, sich zu rehabilitieren.

Sie brachte ihren Körper in Position. Richtete die Waffe auf ihr Ziel.

Der schnelle Flug des Bolzen, das dumpfe Aufschlagen des toten Tieres auf dem Boden. Sie hatte ihre Beute erlegt.

»Wir danken dir, Erde«, murmelte sie, »für die Gabe einer deiner Kreaturen.«

Gemeinsam trugen sie das geschossene Reh zum Schlachtschuppen neben der Hütte. Sie sah, wie es auf den Tisch gewuchtet wurde. Ein Tier mit großen, empfindsamen Augen, die noch feucht schimmerten. Erde auf der glänzenden Schnauze, durch die vor wenigen Momenten noch Luft geströmt war. Das war der Gefallene. Ein Leichnam der Hoffnung. Ein Tod, von dem sie leben konnten. Eine Zukunft.

Der Lehrer wusch seine Messer mit Wasser aus der Quelle vor der Tür, ehe er begann, das Tier sorgfältig zu



häuten. Die Haut sollte als Leder dienen, das Fleisch würde in die Küche gebracht werden. Während er schnitt, vermied er ihren Blick. Gewöhnlich sprach er zu diesem Zeitpunkt mit ihr. Über etwas, was er wusste oder was er geträumt hatte. Was ihn diesmal schweigen ließ, war Sorge. Über die Folgen ihrer gescheiterten Jagddarbietung. Über die abermaligen Schulungen, die der Jäger ihr auferlegen würde, die unendlichen Wiederholungen, bis schließlich Blut floss.

Sie würde ihm gehorchen, denn sie fürchtete ihn.

Nun sprach der Lehrer doch. »Schülerin«, sagte er. »Geh und sammle Holz.«

Sie nickte. Sie gehorchte, denn sie schätzte ihn.

Die Mutantin hatte einen Namen. Sie hieß Gaia Marinos. Die Mutantin war eine junge Frau, noch nicht alt genug, um ganz ausgewachsen zu sein. Sie ging ruhigen Schrittes zur Hütte hinüber und betrat sie – den Ort, den sie ihr Zuhause nannte, wo sie träumen, wo sie sich verstecken, von wo sie fliehen konnte. Sie legte die Armbrust in den Jagdschrank zurück, in dem alle Waffen aufbewahrt wurden: zwei hölzerne Schwerter – zum Üben –, zwei Schwerter aus Stahl – für die Ertüchtigung –, drei Armbrüste, Dutzende von Pfeilen, drei Bögen und sechs Wurfmesser.

Bereits zwölf Geächtete, die in dieser abgelegenen Gegend umhergestreift waren und versucht hatten, etwas zu stehlen, waren mit diesen Waffen getötet worden. Eine Hütte, bewohnt und warm, weit weg von jeglicher Zivilisation, voll üppiger Beute. Ein Geschenk an diesem wilden Ort, an dem man plündern konnte, weil Gesetze hier nichts bedeuteten.

Zwölf Menschen sah sie erliegen, blutig zugrunde gehen. Geächtete, Wildeste unter den Menschen. Ohne Heim und ohne Wunsch danach, denen schon lange jegliche Werte der Menschheit verloren gegangen waren.

## Kapitel zwei

Sie näherte sich aus der Ferne, die Mutantin, die die Wildnis ertragen sollte. Sie beobachtete ihn genau, den Jäger, und seine Grausamkeiten. Größere Furcht gab es nicht. Er hob die Axt in die Luft und ließ sie kraftvoll niederschmettern, ein krachendes Schauspiel aus fliegenden Splittern – besonders laut an einem Ort, an dem es zu still war und der zu fernab von allem lag, um fürchten zu müssen, dass Menschen zuhören konnten.

In der Wildnis würde sie stets am sichersten sein.

Selbst Geächtete durchstreiften so selten diese abgelegene Gegend, dass sie sich keine Sorgen machen musste. Sie kamen und gingen wie andere Raubtiere auch.

Die nächste Zivilisation lag fernab in Richtung Osten – Dörfer aus Holz und Stein, richtige Häuser mit Kammern und Brunnen davor, aus denen man Wasser schöpfen konnte. Die Dörfer führten zu kleinen Städten und diese wiederum zu großen, deren Ehre Heere von Kriegern beschützten. Die Bewohner waren achtbare Männer, ihre Frauen gebaren Kinder für die Zukunft, stetig wachsend.

Die selbst ernannten Nationen dieses Landes. Beständig wurden neue Gebiete gewonnen, Kriege geführt, Geächtete erschlagen. Die Orte, an denen das Naturrecht herrschte,

langsam errichtet, Wort für Wort, nachdem Jener Tag gekommen war.

Doch was für sie Recht bedeutete, hieß für Gaia Marinos den Tod!

Ihre behandschuhten Hände griffen nach dem gehackten Holz.

Sie hörte ihn hinter sich, während sie die Scheite stapelte. Spürte die Düsternis des Jägers. Seine Stiefel zermalmten das Laub. Ein stummer Mörder – seine Axt schwingend, tötete er all das, was heilig war.

Etwas rann ihr den Rücken hinab. Schweiß.

Das Verweilen seiner Augen. Eines Tages würde er bezahlen.

Sie beendete das Stapeln des Holzes und bereitete dann den Zuber in der Hütte vor, indem sie Wasser zum Kochen brachte. Davor sitzend wusch sie ihre schmutzigen Kleider, während sie den aufsteigenden Dampf einatmete. Ihr Bauch schmerzte nun wieder so, wie er es bei der Jagd getan hatte.

Sie zog ihre Handschuhe aus. Das Ablegen ihrer Rüstung.

Beginnend mit dem linken.

Behutsam, um nicht zu viel Reibung zu erzeugen. Die Haut ihrer Hände, wie sie immer gewesen war: wie die Haut einer uralten Kreatur, schorfig und voller Blasen, als hätte man sie geschmolzen, auseinandergerissen und wieder zusammengenäht. Rosafarbene Schattierungen und dunkelrote Flecken wie fortwährend blutverschmiert. Violette Markierungen, als ob sie bei der Geburt gequetscht worden wäre; ein wirres Netz aus Venen, so dunkel, dass es schwarz

erschien. Blasen und Wunden, Risse und Fissuren, entstanden durch bloße Existenz. Wenn eine Stelle abheilte, nässte eine andere. Wenn sich eine schloss, öffnete sich eine neue.

Nun der Handschuh der Rechten.

Die Haut wand sich aus der Haftung des Leders, eine präzise ausgeführte Prozedur. Ihr linkes Ohr hatte die gleiche Beschaffenheit, seine Form wie die einer Muschel. Kein Härchen wuchs in der näheren Umgebung, weshalb fast ihre ganze linke Kopfseite kahl war, allen Blicken auf die dort verlaufenden Adern ungeschützt ausgesetzt.

Man brachte ihr von klein auf bei, die rechte Seite ihres Kopfes zu rasieren, damit eine gewisse Symmetrie gewahrt wurde. Nur die Haare oben auf dem Kopf blieben unberührt. Sie flocht sie zu einem festen Zopf, der von der Mitte ihres Schädels über ihren Nacken herabhing.

Sie senkte die Hände in das kochend heiße Wasser. Ein Ächzen entschlüpfte ihr.

Obwohl diese Hände für das Auge so unansehnlich waren, fanden sie doch von morgens bis abends Verwendung.

Sie schrubbten und wischten und gruben und machten Feuer, sie schnitten und rupften und zerrten und zogen.

Eine tägliche Erinnerung daran, was sie ins Exil geführt hatte, daran, was sie zum Sterben geboren sein ließ. Dennoch, so sollst du wissen, war ihr Körper stark. Ihre Hände waren stark. Es würde nicht Schwäche sein, die sie tötete. Keine Mutantin dieser Welt hatte bisher so lange überlebt. Hingerafft von Krankheiten, von Siechtum und Schwäche, zu gebrechlich, um sich zu bewegen, zu gebrechlich, um zu atmen.

Als ob sie sich in gewisser Weise glücklich schätzen

konnte, die letzte Mutantin zu sein. Als ob sich all diese Tode zusammengetan hätten, um das letzte Mutantenblut in ihren Adern kraftvoller werden zu lassen als das jeglichen Menschenmädchens auf Erden.

So seltsam es auch scheinen mag: Jahrelang hatte sie inständig darum gefleht, ihr die Hände abzuschlagen. Schließlich waren es diese Monstrositäten, wie sie sie zu nennen pflegte, die sie von der Welt der Menschen, über die der Lehrer ihr so viel beigebracht hatte, trennte.

Sie besaß die Mittel dazu. Der Lehrer hatte Klingen aller Größen. Hackmesser und Hobel und Forken und Schäler. Der Jäger und seine Axt, seine Armbrüste und Säbel und Dolche und Hämmer.

Aufgewachsen in einer Umgebung voller Todeswerkzeuge – warum sollte sie nicht glauben, sie könnte jene Teile von sich abtrennen, die sie nicht haben wollte?

Doch selbst ohne ihre Hände hätte ihr Gesicht verraten, was sie war. Eine Mutantin war stets dem Untergang geweiht.

Die Hände ein Unfall. Das Gesicht, entstanden aus den Tiefen der Deformation.

Schmutzige Luft, ein schmutziges Land, eine Zeit des Unglücks.

Obgleich die giftige Luft nicht überallhin zu gelangen schien, sickerte sie doch in

ihr ungeborenes Blut, lange nachdem die letzten Mutanten hingerichtet worden waren – die letzten, die letzten, so hatten sie lange geglaubt. Die letzten, die letzten, bis sie kam.

Solch Tod, solch Missgestalten, wie sie sich zeigten, hinterließen nichts von der alten Welt. Die Kernreaktoren düsterten Elend und Tod aus, all das, was Jenen Tag zu einer derart kompletten Veränderung werden ließ. Die Mutierten und die Kranken unter den Überlebenden, die Kinder, die sie gebaren, noch schändlicher, noch verdammt.

Die Blasen, das Nässen, das Schälen der rosafarbenen Haut, die violetten Venen, durch die stetig Tod und Krankheiten pulsierten.

Diese Tage lagen nun hinter ihnen. Das Naturgesetz hatte es bewiesen.

Doch einmal angenommen, da war ein Kind, von zwei Menschen geboren, lange nachdem der letzte Mutant getötet worden war.

Besinnen wir uns! Es gab einmal einen Mann, in ferner Zeit, in der alten Welt, der ein solches Phänomen als *Überleben des Stärkeren* bezeichnet hatte.

## Kapitel drei

Gaia Marinos war das Schicksal ihrer Artgenossen, die vor ihr gelebt hatten, nicht fremd. Der Lehrer brachte ihr alles bei, was sie wissen musste. Der Jäger brachte ihr alles bei, was sie für das Töten wissen musste. Sie war sich bewusst, dass ihr Leben selbst ein Todesurteil war. War sich bewusst, dass Mutter und Vater von Geächteten ermordet worden waren, bewusst, dass sie hier war, weil man sie gerettet hatte. Sie wusste, dass die Menschheit den großen Feind verkörperte. Dass sie eine Mutantin war, ein Wildling, und

der Tod das Einzige sein würde, was sie jemals kennenlernte.

Um sie davon abzuhalten, über ihr beängstigendes Selbst zu weinen, als sie noch klein war, als sie sich noch fürchtete, hatte ihr der Lehrer ein Paar Lederhandschuhe genäht. Jeden Winter ein neues Paar, während sie wuchs.

Wie viel diese Hände auch im Verborgenen noch taten.

Sie legte die Handschuhe neben sich und wusch die Kleidung. Ein Stück nach dem anderen hängte sie auf die Wäscheleine vor dem Holzofen. Sobald sie fertig war, zog sie die Handschuhe wieder an und knöpfte ihren Mantel zu.

Die Tiere warteten auf sie.

Sie trat vor die Hütte, wo sie die Wellen am stärksten spürte. Hier im Freien fanden sich keine Hindernisse, um sie abzuhalten. Es gab zwei Ströme, die man in seinem Leben fühlte: Einer von ihnen wies nach oben und einer nach unten, einer war uralte, und einer war neu.

Nach oben verliefen die Wellen des Daseins, die durch alle Lebewesen flossen. Von Menschen hergestellte Gegenstände mieden sie, es sei denn, sie fanden einen Weg in ihr Inneres. Diese Arten von Wellenlängen waren manchmal zu sehen, manchmal waren sie es nicht. Die unsichtbaren verbargen sich allem Lebendigen, das physisch im Boden wurzelte, zwischen den Ästen wuchs, schmerzlos durch den Körper strömte, die Lungen öffnete, Gaias Nase mit Düften erfüllte. Die sichtbaren Wellenlängen waren wie Efeu, das die Mauern eines Hauses emporrankt, sich um die Ränder von Fenstern schlingt, immer und immer weiterwuchernd, alles hinter sich lassend, was ihm im Wege steht.

Über den anderen Wellenstrom wusste sie nichts – die Wellen der Menschen oder, wie sie diese gerne nannte, die Wellen des Unglücks –, bis sie von der Geschichte und den Gepflogenheiten der Menschen erfuhr. In den verseuchten Regionen war die atembare Luft früher einmal begrenzt gewesen, und die Wellen des Unglücks hatten alles durchdrungen, lebend oder tot.

Menschengemachtes Elend, deformierte Körper, einschließlich des ihren. Sie hatte geschworen, die Menschheit dafür auf ewig zu verdammen.

Hätte sie bei ihnen gelebt, hätten die Menschen sie schon lange getötet.

Nein, zur Menschheit gehörte sie nicht.

Nein, sie war keine von ihnen, sie, die Mutantin, der Wildling.

Und doch, so sehr sie es sich auch wünschte, gehörte sie genauso wenig zu den Kreaturen der Wildnis, den pelzigen Raubtieren und Beutetieren, deren Sprache ungesprochen, unerreichbar war, wie Träume.

Nein, sie gehörte auch nicht zu ihnen.

Doch unter ihnen war sie nur Fleisch und Blut.

Sollte sie jemals von ihnen getötet werden, würde es aus Motiven geschehen,

von denen Menschen nicht einmal zu träumen vermochten.

Sie entriegelte das Gatter und betrat das Land. Sieh nur ihren Gang, wie leichtfüßig. Sieh nur, wie ihr Zopf auf und ab wippt. Sieh nur, wie sie einem Kind gleich springt. Wie selten sie das tut!



Als sie eintrat, läutete die Glocke am Gatter. Man hatte sie befestigt, falls es einem wilden Tier gelingen sollte, hier einzudringen, die Umzäunung zu überwinden.

Doch zu diesen wilden Tieren gehörte sie nicht.

Die Freude zu wissen, dass sie für diese Lebewesen keine Fremde war, dass die Kreaturen sie liebten, dass sie etwas in ihr sehen konnten, was andere nicht sahen. Dass sie für sie kein Raubtier war wie für den Rest der Welt! Und doch ist es an dir – wenn einmal alles getan ist, was getan werden muss, wenn einmal für alles gekämpft wurde, für das gekämpft werden konnte – dann ist es an dir, dich zu entscheiden, ob sich die Welt geirrt hatte.

Drei Schafe krochen zwischen den Beinen ihrer Artgenossen hervor und liefen ihr laut blökend entgegen. Im Frühling würden sie einen Winter alt sein. Wesen des Guten. Neben ihnen stellte sie einen erschreckenden Anblick dar.

Mutant und Tier, ein merkwürdiges Paar. Ihr dichtes Fell drängte gegen ihre Hände. Die zwei Kühe, Seite an Seite liegend, blickten sie liebevoll an. Ihr Ausdruck gelassen, ihr Vertrauen grenzenlos. Der Esel, auf die Luft fixiert, die zwischen den Bäumen vibrierte, stand in ernstem Gehorsam da, auch er gänzlich genügsam.

Noch war das Land hier gut.

Selbst wenn der Jäger vorbeikam und diese Luft einatmete, lebten und gediehen die Tiere weiterhin. Noch war das Land hier gut.

Und sie liebte die Schafe und die Kühe und den Esel  
und das Pferd und die Hühner, sie liebte sie,  
als wären sie ihre Familie.

Und sie wusste, nicht alle würden bis ins hohe Alter leben,  
sie wusste, die Schafe würden geschlachtet werden,  
und auch die Hühner würden ihrem Schicksal nicht entkommen.  
Doch was gab es sonst an einem wilden Ort wie diesem zu lieben?

Sie hüllte den Esel und das Pferd in ihre Decken, ehe sie sie nach draußen ließ. Ein kalter Morgen in einem anhaltenden Winter. Gaia kniete sich hin und begutachtete ein trächtiges Mutterschaf, regungslos. Als der Kopf des Tieres begann, sich nach oben zu recken in Richtung Himmel, war es so weit – das wusste sie. Das Einsetzen der Wehen, die Signale der Lebenswellen. Ohne ein Geräusch von sich zu geben, blieb sie dabei, der Geburt beiwohnend.

Wenn es noch Bücher gegeben hätte, wären solche Szenen geschildert worden, und sie hätte sie gelesen. Dann hätte sie genickt und gewusst, wie es war.

Die Mutantin saß da und sah zu, zwischen den sie umgebenden Blicken der anderen. Die Vorderhufe tauchten als Erstes auf. Als das Lamm auf dem Boden lag, wurde es von seiner Mutter beschnüffelt, ihre stupsende Schnauze ermunterte es zu atmen. Den Zwilling leckte sie nach seinem Erscheinen ebenso sauber wie das zuerst Geborene, und die Mutantin wohnte allem bei. Sie brachte frisches Wasser, Heu und eine Decke zum Wärmen.

Diese Zeiten des Friedens würden ihr noch lange in Erinnerung bleiben.

Wie leise die anderen Schafe näher kamen, um das neue Leben zu riechen. Nach ihnen Esel und Kühe und Pferd.

Es sollte eine offizielle Namensfeier geben, beschloss Gaia, räumte den Kompost weg, ersetzte das Stroh und ging zum Hühnerstall um die Ecke, wo sie jedes Huhn begrüßte und nach den Eiern suchte. Sie nahm sich Zeit.

Das waren Momente des Friedens, diese Bauernhoftiere ihre Verbündeten. Sie verstand es als ihre Aufgabe, sie zu beschützen.

Welch menschlicher Killer sie auch immer werden mochte,  
welch andere Pflichten ihr auch auferlegt werden würden,  
es hätte dann jedenfalls einmal eine Zeit in der Wildnis gegeben,  
als sie nur Bäuerin war.

Sie machte sich auf die Suche nach dem Lehrer, um ihm die Nachricht der Geburt zu überbringen. Es sei ein Zeichen für einen Neubeginn, meinte er, als sie ihn draußen vor dem Schlachtschuppen entdeckte. Er lobte sie dafür, so behutsam gewesen zu sein. Dann bat er sie, die Hände zu waschen, um ihm zu helfen, die Rehhaut für die Lederherstellung vorzubereiten.

Sie gehorchte ihm. Sie würde ihm immer gehorchen.

Die Haut des Rehs, das sie vor einigen Tagen erlegt hatten, sollte in eine Lösung aus Urin kommen, um restliches Fett, Haare und Fleisch zu entfernen. Dann musste man sie waschen und in eine Lauge aus Vogelkot legen, um sie danach erneut zu waschen und mit Schichten aus Eichenrinde zu bedecken. Es war ein langer Prozess, ehe man das Leder

benutzen konnte. Im Keller der Hütte hingen noch Stücke von Rehhaut zum Trocknen, die mindestens einen Winter lang eingelegt gewesen waren. Beinahe fertig. Ein Prozess mit einem schrecklichen Gestank, den man niemals im Keller der Hütte hätte durchführen können. Nachdem sie ihre Hände gewaschen hatte, trat sie ins Freie zum Lehrer.

In einer Hand hielt sie ihre Handschuhe.

Der Lehrer nahm sie ihr ab und betrachtete den Abrieb in den Ecken und die Stellen, wo sich der Faden gelöst hatte.

»Ich glaube, es ist Zeit für ein neues Paar«, sagte er.

Gaia hatte sich bereits vorgestellt, wie sie ihre Handschuhe aus dem Rehleder nähen würde, das im Keller hing.

Bescheiden entgegnete sie: »Noch sind sie in einem guten Zustand.«

»Sie haben früher einmal deine Handgelenke bedeckt«, erwiderte er. »Du bist gewachsen.«

Ehe sie die Haut in die Lösung tauchten, banden sie sich Stoff vor Mund und Nase gegen den Gestank. Danach schütteten sie sich Wasser draußen an der Quelle über Hände und Arme, und sie bat ihn, mit ihr die neugeborenen Lämmer zu begutachten.

Er folgte ihr.

Er würde ihr immer folgen. Sie war seine Mutantin.